

Herbst im Elsaß (1927)

In der Stadt meines Gastfreundes zu *Colmar* sind die Häuser zweistöckig und weiß; der Dachstock über den Etagen macht ein Knie nach dem Modell des Mansart, nach dem Geschmack der Zeit Ludwigs XIV., einem Geschmack, dessen Größe auch das Gemütliche kennt; der Kniestock ist mit Schiefer bekleidet; vor den Mansarden sitzen im Grau des Schiefers weißgerahmte Fenster wie barock geformte Broschen. Um die Häuser träumen Gärten wache Träume, Gärten im besonnten Zustand einer sanften Verwesung, die, so scheint es, ins Unendliche dauern wird; auf den feinen rötlichen Sandwegen liegen große gelbe, genau geschnittene Platanenblätter. Um die Gärten stehen übermannshohe Mauern; wildes Weinlaub malt eine rote und willkürliche Pracht auf den weißen Putz; es wuchert nach der stillen Straße draußen und wird – wir drinnen merken es – gestreift vom Hut oder von den Fingerspitzen der wenigen, die gehört werden, wenn sie vorübergehen. Die Luft ist klar und mit Zartheit fest; die Luft ist eine durchsichtige Metaphysik voll leise glänzender und innig beruhigender, auch etwas trauriger Versicherungen. Es ist ein freundliches und wehmütiges Vorspiel von Allerheiligen . . . Die Erde riecht ein wenig wie auf den Friedhöfen. Aber man kann die elysäischen Gräber noch verlassen, wie man will! Dann steht draußen, in Ziegelstein erbaut, mit weißem Sandstein eingefäßt, mit umschiefertem Kniestock à la Mansart und mit doppeltem Vorhof, den ein Lanzengitter einfriedigt – dergestalt also steht dann draußen eine Präfektur im Stil der Schlösser Ludwigs XIV., errichtet vom geschickten Imperialismus des dritten Napoleon, beinahe so legitim wie die Baukunst der Bourbons. In eingetieften Feldern stehen

abgeerntete Rebstöcke mit schlaffem und geroltem, mit gelbem und rostigem Laub; die Scheitel der hohen Stöcke ragen kaum über die Sohle der Vorbeiwandernden; zwischen absterbenden Weinblättern, zwischen den letzten Trauben hindurch scheint milde Sonne auf den rötlichen Boden, der leicht und locker ist . . . In der Altstadt steht das deutsch verwinkelte Haus des Schongauer zwischen seinesgleichen wie in einer verjährten Prozession. Sankt Martin, der Dom, glüht in den Farben der Jahreszeit; seine Quader aus rotem, gelbem, violetter Sandstein sind unter dem Orange des späten Nachmittags ein feuriges Mosaik im letzten Augenblick vor der schwarzen Nacht und dem weißen Winter. O wunderbar, einen Dom in seinen Steinen zu herbsten zu sehen . . . Morgen vormittag werden wir in der Ausstellung Miniaturen blättern und unter den gotischen Bogen einer gewesenen Kirche den Finger des Täufers sich recken sehen wider die blutige Flanke des Gekreuzigten, wider die faulen Flanke, die von Grünwald mit barbarischer Furchtbarkeit und Feinheit gemalt ist. Der Maler hat den Herrn hingerichtet und hat neben das Kreuz ins Schwarze geschrieben: „Dieser muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Die Landstraße ist mit Platanen gesäumt. Die Stämme sind gefleckt mit Schwefelgelb wie mit Sonnentupfen, mit Rauchgrau, fahlem Grün und Leichtem, kakaofarbenem Braun; die Blätter sind große, mattgoldgelbe Sterne im lichtblauen Himmelsfeld; von Zeit zu Zeit fällt einer, aber man ist zu müde und glücklich, um sich etwas zu wünschen. Rechts und links dehnt sich die lockere rötliche Erde; die Felder liegen leer, wenn nicht da und dort ein paar krause violette Kohlköpfe geblieben sind

oder ein paar vereinzelte Leute Kartoffelkraut aufbrennen; dicklich weiß und auf den Boden niedergeweht zieht der Rauch, und der brenzlige Duft, den unsere romantische Jugend auf den Kartoffeläckern liebte, ohne zu wissen warum – der brenzlige Duft kommt her bis unter unsere Nasen, die sich erinnern . . . Zur Rechten draußen webt sich das stumpfe, dunkle Gewebe des Schwarzwalds – ein unkörperlicher Gobelin; es wird gefühlt, daß der Rhein ihn ein wenig ausschließt, dieser Rhein, den wir von hier nicht sehen können; dort drüben bin ich geboren, ganz nahe; ich fühle von hier aus, ins Relief blickend, die Heimat wie noch nie. Ich fühle mein Herz: dort ist der Rücken des Kaiserstuhls, Ambra vor dem dumpfen Dunkel des Schwarzwalds . . . Links laufen die Vogesen hin, hell und deutlich, mit Burgen besteckt, in reizender Greifbarkeit. Sie sind nicht mit Tannen gemacht wie der Schwarzwald, sondern aus Buchen, Eichen, zahmen Kastanien. Ein blondes Land . . . Mit hundert Metern Vorsprung laufen auf der Straße, unter den Platanen vor uns zwei Abbés mit langen, schwarzen, eleganten Roben und flachen, seidigen Hütchen, die glänzen wie Starengefieder. Ihre Schärpen wehen im Wind; die Soutanen schlagen um die Beine. Die Sonne scheint in leiser Starre, und um ihren noch festen Glanz rührt sich angreifend die windige, die etwas kalte Luft wie um einen Körper.

Das Auto saust, und rascher fast, als man die alten Namen zum Bewußtsein bringen kann, sind die Orte durchschossen. Gemar, Bergheim, Zellenberg, Rappoltweiler; „Riquewih“, Kaysersberg (die Heimat des Predigers Geiler mit dem Häslein im Pfeffer); Ammerschweier, Wintzenheim! Im Wappen von Ammerschweier sitzt steinern eine Goldammer. Städtchen um Städtchen spitzen sich Giebel auf deutsche Art wie in Schwaben und Franken. Eine provinziale Renaissance von behäbigem Umfang und deutscher Naivität trumpft drollig auf und bezeugt den weinigen Wohlstand des 16. Jahrhunderts. Aber es geht auch heute noch gut! Beim Monsieur Meyer trinken wir einen Federweißen aus guten Stöcken und essen Nüsse und dazu Brot, das wir mit Nüssen füttern, und die Stube ist voll zum Bersten, und es werden Geschichten erzählt, Geschichten von sorgloser Jovialität und intelligenter Ironie. In allen

Gassen riecht es mächtig nach gärendem Wein, süß und sauer. Unterwegs, auf den Landstraßen fahren, ob es auch Sonntag ist, Wagen voll von Weinbutten. Die sanften Hänge der unübersehbaren Rebäcker geben noch immer her, von Jahr zu Jahr, und jetzt, so spät; es ist das schöne Wunder der Erde! Die Männer tragen jeder eine mit Trauben bis über den Rand gefüllte Kufe auf dem Buckel; unten ist sie ein wenig spitz, oben breit und überall dunkel von sickerndem Saft. In den Gassen der Weinstädtchen stehen die vollen und die leeren Butten Spalier. An jedem zweiten Haus ist ein Schild ausgesteckt oder eine Inschrift angeschrieben: Gourmet – Weinsticher, Gourmet – der Verkoster, der Feinschmecker, der Kenner. Aber auch ‚Weinsticher‘ ist vortrefflich! Mit der Zunge sticht er ihn an, den Wein, und wahrlich: deutsche Zunge bleibt hierzulande so witzig wie die welsche. Eins lebt im anderen. In „Riquewih“ sitzt Reichenweier. In Riquewih am Schloß zacken sich die Hirschgeweihe des Wappens der Württemberger Herzöge, die hinabsaßen bis Mömpelgard (sive Montbéliard); so sind auch die „Schwobe“ noch immer im Elsaß. In Kaysersberg ist überm Kirchentor ein romantisches Tympanon aus rotem Sandstein; so ist das Elsaß römisch. Auf den Märkten vergilben Akazien; wie mögen sie im Frühling riechen, wenn die Nächte wärmer werden – wie Paris müssen sie riechen! Alles ist beisammen und ineinander. Welcher Sterbliche könnte es noch lösen? Am allerwenigsten die Politik herüber und hinüber. Es ist ein mannigfaltiges Eins. Die Leute haben kräftige blonde Schädel und blaue Augen – aber auch eine Barbiche Henri Quatre, und zwischen Augen und Backen ist eine Spannung, die von den Galliern kommt, von den Franzosen, um es rund heraus zu sagen; wo nicht vom Blut des Westens, so noch von seinem Temperament, seiner Lebendigkeit, von der raffinierten Skepsis seines Geistes. Über dies Mannigfaltig-Einige hin, darunterher und mittendurch geht das alemannische Dütsch, die vertraute Sprache auch meines heimatlichen Schwarzwaldes; dies Alemannische im Elsaß öffnet sich, nimmt auf, gibt ab, weist auch einmal zurück und schließt sich. Und hört man im Vorüberfahren einen rufen: Bonsoir, René, so ist es freilich auch nicht fremd . . . Das Auto saust durch Städtchen und Landschaften,

zwischen sanft gehügelten Rebenäckern hin. Die Städtchen sind weiß vom Verputz und teerbraun von den Balken im Fachwerk und rot, rot durch den Sandstein eines Landes, das vom Straßburger Münster bis hinüber nach Freiburg, wie immer die hohe Politik auch liegen mag, ja wirklich bis hinüber zum Freiburger Münster doch nur eines und dasselbe ist! Die Politik ist so hoch, daß sie bis zu den ineinandergewachsenen Wirklichkeiten des Landes gar nicht herunterkommt. Dies Land ist, was es ist. Auf dem Kirhdach sitzt ein großes Storchennest; der Rotbeinige ist nach Ägypten geflogen – so weltweit ist dies kleine und bestimmte Land. Die Kirche ist violettrot wie das Grab des Herrn auf dem Isenheimer Altar in Colmar; so unendlich ist das kleine, genaue, in aller Mischung und Spannung einige, tatsächliche Land. Nun liegt es mit Rebhügeln und Kastanienwald goldgelb und rostbraun und lilagrau da wie eine Traube in der Edelfäule, die den feinsten Wein gibt. Man muß ihn trinken, diesen

Wein. Dann hört man keine Argumente mehr; dann weiß, dann hat man dies Land. Zwischen goldigbraunen Hängen, die wie Honig sind und wie Bienenflügel, liegt entblößt und gepflegt die rötlichviolette Erde dieses Elsaß. Sie ist es – was will man! Sie ist es. Der Chauffeur steckt sich mit der Linken eine Scaferlati in den Mund; ein Zweig voll granatroter Hagebutten (er könnte aus Baden sein) schlägt mir an die Schläfen; die Buben machen sich Pfeifen aus den Roßkastanien, die schön sind wie poliertes Nußbaumholz, stopfen welches Laub hinein und probieren das Anzünden; die Mädchen machen sich Ketten aus den blanken braunen Kugeln und schreien uns etwas nach, das nicht ganz geheuer ist . . .

(Wilhelm Hausenstein, Schriftsteller, Diplomat, geboren 1882 in Hornberg/Schwarzwaldbahn, gestorben 1957 in München).